

Fontenot geschickt hatte, um einen höheren Kredit zu erbitten. Aber jetzt starrten die Mädchen einander schweigend an, während ihre Mutter sich die Schuhe auszog. Stella sah aus, als hätte man ihr einen Schlag in den Magen versetzt.

«Aber ich kann arbeiten und trotzdem zur Schule gehen», sagte sie.
«Das kriege ich hin.»

«Das geht nicht, mein Schatz», sagte ihre Mutter. «Du musst tagsüber hier sein. Du weißt, dass ich das nicht tun würde, wenn es nicht nötig wäre.»

«Ich weiß, aber ...»

«Und Nancy Belton hat dich sogar schon selbst unterrichten lassen. Was willst du da noch lernen?»

Sie hatte ihnen schon Arbeit in Opelousas gefunden, und am nächsten Morgen sollten sie als Putzfrauen anfangen. Desiree hasste es, ihrer Mutter beim Putzen zu helfen. Die Hände in schmutziges Abwaschwasser zu tauchen, sich über Wischtücher zu beugen und zu wissen, dass auch ihre Finger irgendwann dick und rau sein würden, weil sie den Weißen die Kleider schrubbte. Aber wenigstens keine Klassenarbeiten mehr, kein Lesen und Pauken, keine gähnende Langeweile beim Anhören von Referaten. Sie war jetzt erwachsen. Endlich begann das richtige Leben. Trotzdem schwieg sie bedrückt, als sie zu kochen angingen und Stella in der Spüle die Karotten putzte.

«Ich habe gedacht ...», sagte sie. «Ich glaube, ich dachte ...»

Sie wollte eines Tages aufs College gehen, und natürlich würde sie auf das Spelman oder die Howard University können, oder wohin sie auch wollte. Der Gedanke hatte Desiree immer erschreckt – dass Stella ohne sie nach Atlanta ziehen könnte oder nach Washington, D.C. Ein winziges Stück weit war sie erleichtert; jetzt würde Stella sie nicht mehr verlassen können. Dass ihre Schwester traurig war, sah sie trotzdem nicht gern.

«Du kannst ja trotzdem hin», sagte Desiree. «Später, meine ich.»

«Wie denn? Man braucht einen Highschool-Abschluss.»

«Den kannst du auch später machen. Abendschule oder so. Schaffst du ganz schnell, das weiß ich jetzt schon.»

Stella verfiel wieder in Schweigen und schnitt die Karotten für den Eintopf. Sie wusste, wie verzweifelt ihre Mutter war, und würde sich nie offen gegen ihre Entscheidung stellen. Aber sie war so fassungslos, dass ihr das Messer ausrutschte und sie sich in den Finger schnitt.

«Scheiße!», flüsterte sie so laut, dass Desiree neben ihr zusammenzuckte. Stella fluchte kaum und noch seltener, wenn ihre Mutter mithören konnte. Sie ließ das Messer fallen, und aus ihrem Zeigefinger floss ein dünnes Rinnsal Blut. Ohne nachzudenken, nahm Desiree Stellas Finger in den Mund, wie früher, als sie klein waren, wenn Stella nicht aufhören wollte zu weinen. Sie wusste, dass sie jetzt viel zu alt dafür waren, und trotzdem behielt sie Stellas Finger im Mund, mitsamt dem metallischen Blutgeschmack.

«Wie eklig», sagte Stella, ohne den Finger wegzuziehen.

Den ganzen Sommer lang fuhren die Zwillinge morgens mit dem Bus nach Opelousas und meldeten sich in einem riesigen weißen Haus, verborgen hinter Eisentoren mit weißen Marmorlöwen darauf, zum Dienst. Der Anblick war so theatralisch und absurd, dass Desiree am ersten Tag in Gelächter ausbrach, aber Stella war auf der Hut, als könnten die Löwen jeden Augenblick zum Leben erwachen und sie zerfleischen. Die Mutter hatte ihnen gesagt, dass die Familie reich und weiß sei. Aber mit einem Haus wie diesem hatte Desiree nicht gerechnet: mit einem Kristallglas-Lüster an der Decke, die so hoch war, dass sie ganz nach oben auf die Leiter klettern musste, um ihn abzustauben; einer langen Wendeltreppe, auf der ihr schwindelig wurde, wenn sie das Geländer mit einem Putztuch entlangfuhr; einer großen Küche, in der sie an Geräten vorbeifeudelte, die so futuristisch und neu aussahen, dass sie nicht hätte sagen können, wie man sie benutzte.

Manchmal verlor sie Stella aus den Augen und musste nach ihr suchen. Sie wollte sie rufen, aber sie hatte Angst, ihr Name würde von der Decke widerhallen. Einmal hatte sie Stella beim Polieren der Kommode im Schlafzimmer entdeckt, versunken in ihren Anblick im Schminkspiegel, vor dem winzige Cremedöschen aufgereiht waren. Sie sah wehmütig aus,

als wollte sie sich dort hinsetzen, auf das edle Bänkchen, und sich mit duftender Handcreme einreiben, so wie vielleicht Audrey Hepburn. Sich selbst bewundern – als lebte sie in einer Welt, in der Frauen so etwas taten. Aber dann war Desiree hinter ihr im Spiegel aufgetaucht, und Stella senkte den Blick, beinahe verschämt, weil sie dabei ertappt worden war, sich überhaupt nach etwas zu sehnen.

Die Familie hieß Dupont. Eine Frau mit federzarten blonden Haaren, die den ganzen Nachmittag über herumsaß, gelangweilt, mit schweren Augenlidern. Ein Mann, der bei der St. Landry Bank & Trust arbeitete. Zwei Jungen, die einander vor dem Farbfernseher herumschubsten – Desiree hatte noch nie einen gesehen und stand gebannt da, während grünes Gras den Bildschirm füllte –, und ein zu Koliken neigendes, kahlköpfiges Baby. Mrs. Dupont wirkte ständig erschöpft, obwohl sie nie wirklich etwas zu tun schien. Am ersten Tag sah sie sich die Zwillinge kurz von Kopf bis Fuß an und sagte dann geistesabwesend zu ihrem Mann: «So hübsch, die Mädchen. Ganz hellhäutig, nicht wahr?»

Mr. Dupont nickte nur. Er war unbeholfen, tollpatschig und trug eine Brille mit so dicken Gläsern, dass seine Augen klein wie Stecknadelköpfe wirkten. Immer wenn er an Desiree vorbeikam, legte er fragend den Kopf schief.

«Welche bist du gleich wieder?», sagte er dann.

«Stella», antwortete sie dann manchmal, aus Spaß. Sie war schon immer eine hervorragende Lügnerin gewesen. Der einzige Unterschied zwischen Lügen und Schauspielen war schließlich, dass beim Schauspielen das Publikum eingeweiht war; Theater war beides. Stella dagegen wollte nie die Rollen tauschen, sie glaubte fest, dass sie erwischt werden würden. Aber das Lügen – oder Schauspielen – funktionierte nur, wenn man ganz dabei war.

Desiree hatte Jahre damit zugebracht, Stella zu studieren. Wie sie mit ihrem Rocksäum spielte, wie sie sich die Haare hinter die Ohren strich oder zögernd aufblickte, bevor sie hallo sagte. Sie konnte ihre Schwester spiegeln, ihre Stimme nachahmen, im eigenen Körper die Schwester sein.

Sie hielt sich für etwas Besonderes – sie konnte so tun, als wäre sie Stella, aber Stella konnte niemals Desiree sein.

Den ganzen Sommer über bekam man die Mädchen kaum noch zu Gesicht. Keine Zwillinge mehr, die über die Partridge Road spazierten, sich bei Lou an den Tisch ganz hinten quetschten oder mit den anderen Mädchen zum Football-Feld gingen, um den Jungen beim Training zuzugucken. Allmorgendlich verschwanden sie im Haus der Duponts und kamen abends wieder heraus, erschöpft und mit geschwollenen Füßen. Auf dem Heimweg lehnte Desiree sich im Bus ans Fenster. Der Sommer war fast vergangen, und ihr graute vor dem Herbst: Badezimmerböden wischen, während ihre Freundinnen im Speisesaal tratschten und den Schulball planten. Würde ihr ganzes Leben so aussehen? An ein Haus gefesselt, das sie verschluckte, sobald sie den Fuß über die Schwelle setzte?

Einen Ausweg gab es. Das wusste sie – sie hatte es immer gewusst –, aber ab August saß New Orleans ihr gnadenlos im Kopf. Als sie am Morgen des Stadtgründerfests mit der Aussicht aufgewacht war, wieder ins Haus der Duponts zu müssen, stieß sie Stella neben sich an und sagte: «Auf geht's.»

Stella ächzte und warf sich im Bett herum, die Füße in der Decke verknotet. Sie war im Schlaf schon immer wild gewesen und neigte zu Albträumen, über die sie nicht reden wollte.

«Wohin?», fragte Stella.

«Du weißt, wohin. Ich habe keine Lust mehr, nur darüber zu reden. Auf geht's.»

Sie hatte das Gefühl, dass sich ein Notausgang vor ihr aufgetan hatte, und wenn sie noch länger wartete, schloss er sich vielleicht für immer. Aber ohne Stella konnte sie nicht fort. Sie war nie ohne ihre Schwester gewesen, und ein Teil von ihr war sich nicht sicher, dass sie eine Trennung überstehen konnte.

«Komm schon», sagte sie. «Willst du etwa dein Leben lang den Duponts hinterherputzen?»

Was für Stella am Ende den Ausschlag gab, würde sie nie wirklich wissen. Vielleicht langweilte ihre Schwester sich genauso wie sie. Vielleicht

war Stella, praktisch, wie sie war, klargeworden, dass sie in New Orleans mehr Geld verdienen und Mutter besser helfen konnte, wenn sie es ihr nach Hause schickte. Vielleicht aber hatte sie auch gesehen, wie der Notausgang sich langsam wieder schloss, und erkannt, dass es alles, was sie wollte, nur außerhalb von Mallard gab. Aber war es nicht egal, warum sie ihre Meinung änderte? Was zählte, war nur, dass Stella endlich sagte: «Okay.»

Den ganzen Nachmittag über hingen die Zwillinge beim Stadtgründerpicknick herum, und Desiree hatte das Gefühl, sie würde platzen, so schwer war es, das Geheimnis für sich zu behalten. Stella dagegen wirkte ruhig wie immer. Sie war der einzige Mensch, dem Desiree ihre Geheimnisse je anvertraut hatte. Stella wusste von den Klassenarbeiten, die Desiree verhauen hatte, und wie sie die Unterschrift ihrer Mutter auf der Rückseite gefälscht hatte, anstatt sie ihr zu zeigen. Sie wusste alles über den Krimskrams, den Desiree im Geschäft der Fontenots geklaut hatte – ein paar Knöpfe, einen Lippenstift, einen silbernen Manschettenknopf –, einfach so, weil es ihr, wenn die Tochter des Bürgermeisters vorüberflatterte, guttat zu wissen, dass sie ihr etwas weggenommen hatte. Stella hörte zu, gab manchmal ihr Urteil ab, verriet sie aber nie, und das war das Wichtigste. Stella ein Geheimnis zu verraten war, wie es in ein Glas zu sprechen, das man dann fest verschloss. Nichts kam mehr heraus. Sie hatte sich nur nie vorstellen können, dass Stella ihre eigenen Geheimnisse hatte.

Als die Vignes-Zwillinge Mallard verlassen hatten, trat der Fluss über die Ufer und verwandelte alle Wege in Schlamm. Wenn sie einen Tag später aufgebrochen wären, hätte das Unwetter sie ans Licht gespült. Wenn nicht der Regen, dann der Schlamm. Auf der Partridge Road hätten sie sich auf halbem Weg gedacht: Vergiss es. Sie waren keine abgehärteten Mädchen. Sie hätten niemals fünf Meilen auf einer schlammigen Landstraße überstanden – sie wären nach Hause gekommen, völlig durchnässt, und wieder in ihr Bett gekrochen. Desiree hätte eingestanden, dass sie unbesonnen gewesen war, und Stella hätte behauptet, sie wäre aus Loyalität mitgegangen. Aber in jener Nacht regnete es nicht. Der Himmel